

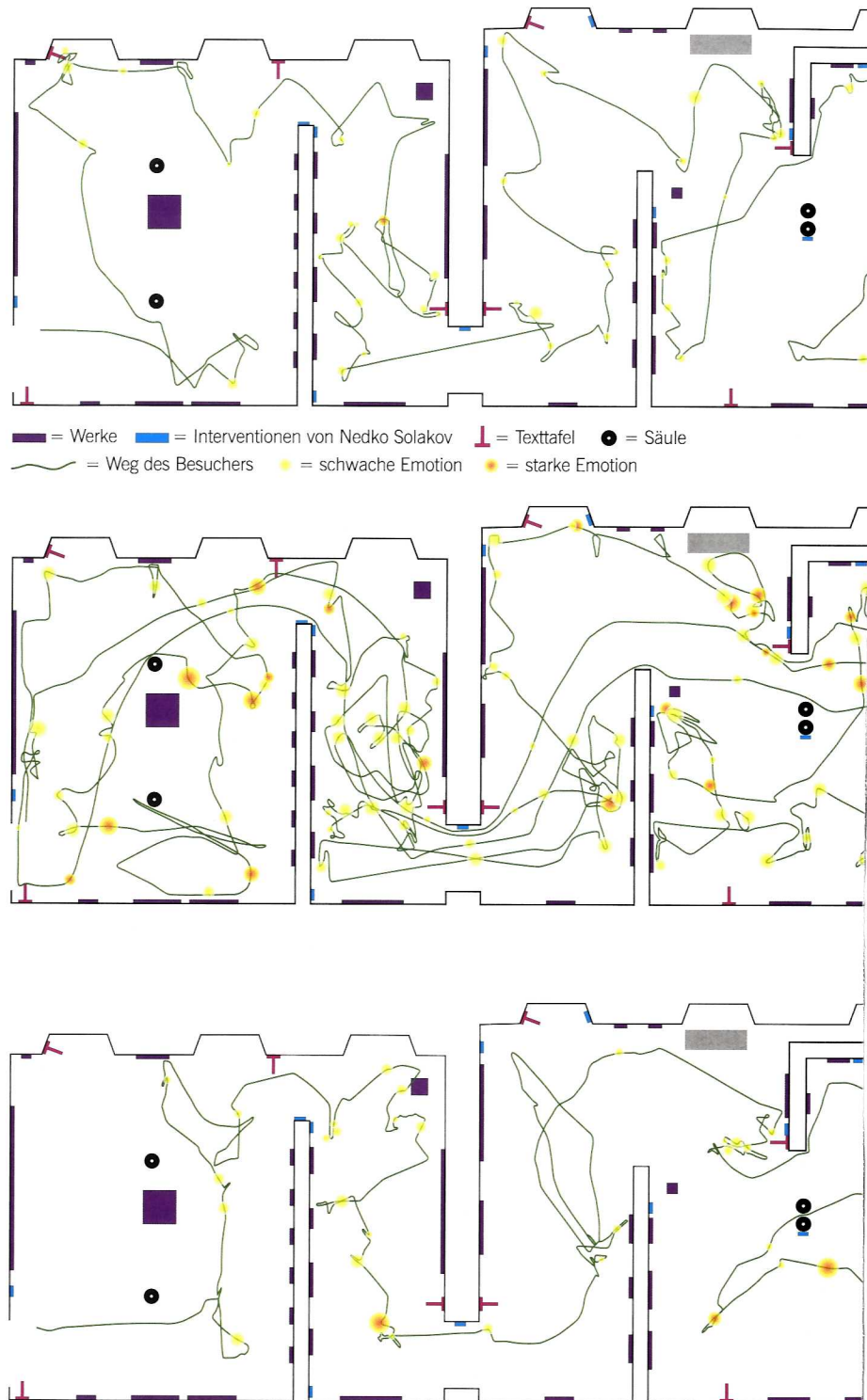
TEXT: GERHARD MACK

Ferdinand Hodler ist bei Museumsbesuchern beliebt. Aber nur seine Landschaften. Seine Nackten mag keiner so recht sehen: zu mager, zu verschroben. Auktionshäuser wissen das längst. Hodlers Landschaften kosten bis vier Millionen Euro, Akte versteigert man, um die Bergszenerien von den Einlieferern zu bekommen. Im Kunstmuseum St. Gallen weiß man das natürlich auch und wollte gerade deshalb dagegen vorgehen. Also hängte Kurator Konrad Bitterli eine tänzelnde Nackte zwischen zwei Bergbilder und glaubte, sie würde zum Star des Saales. Da hätte er aber schon ein paar Girls von Nobuyoshi Araki zeigen müssen. Die Besucher gingen achtlos an Hodlers Rückenakt „Linienherrlichkeit, III“ vorbei und versenkten sich in die Alpen-szenen. Erst als die Dame durch eine Darstellung des Thunersees ersetzt wurde, erhielt auch diese mittlere Position die gebührende Aufmerksamkeit.

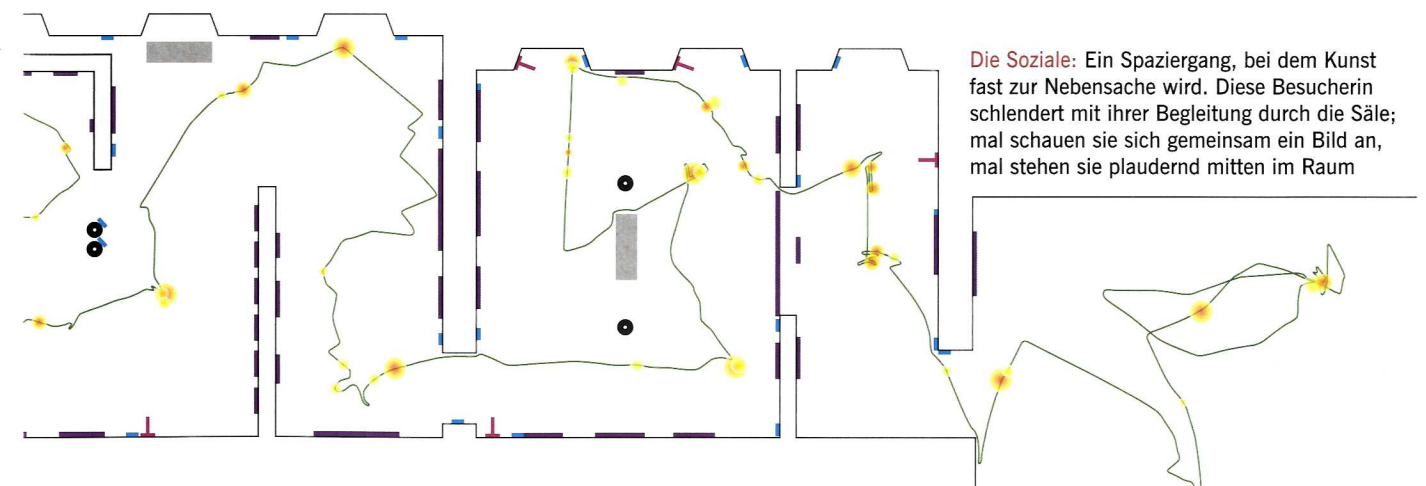
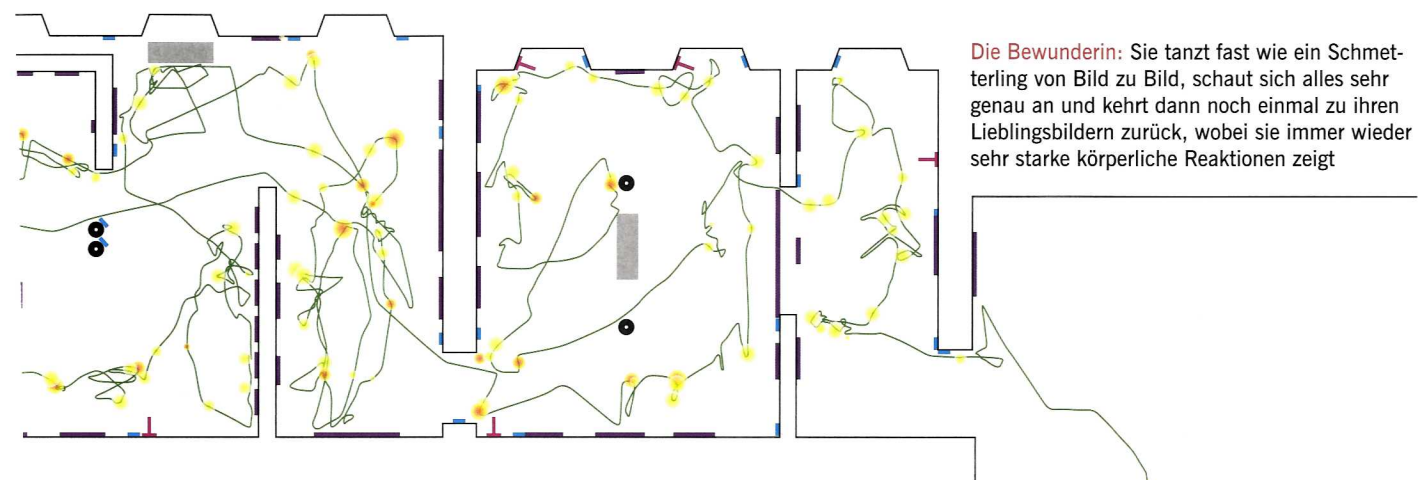
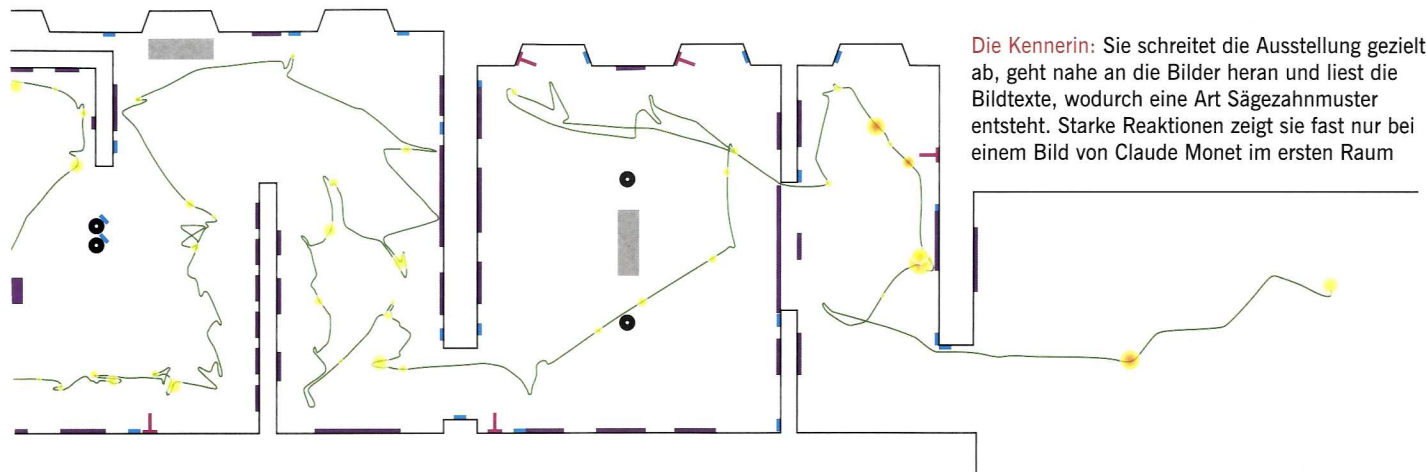
Beweisen konnte das ein Forscherteam um den Kulturwissenschaftler Martin Tröndle von der Zeppelin Universität Friedrichshafen, das über den Sommer 2009 rund 520 Besucher im Kunstmuseum St. Gallen beobachtet hat, so genau und umfassend wie nie zuvor. Für die Versuchsausstellung „11:1 (+3) = Elf Sammlungen für ein Museum“ reichten sich 76 Werke aus Schweizer Privatsammlungen zu einem munteren Parcours durch die europäische und amerikanische Kunst seit dem Impressionismus.

Martin Tröndle wollte unter realen Ausstellungsbedingungen beobachten, wie sich Besucher verhalten, wie sie Kunst wahrnehmen, welche Wege sie gehen, auf welche Werke sie ansprechen, auf welche nicht. In St. Gallen fand er mit Roland Wäpse einen Direktor, der neugierig genug war, seine Skepsis gegenüber statistischen Erhebungen hintanzustellen (*art* 8/2009) und sein Haus als Testgebiet zur Verfügung zu stellen.

Freiwillige Testpersonen von „eMotion – Mapping Museum Experience“ mussten einen Fragebogen zu persönlichen Daten und Erwartungen beantworten und bekamen dann einen Datenhandschuh über die rechte Hand gezogen. Der ermittelte im Sekundentakt Standort, Puls und Leitfähigkeit der Haut und schickte die Daten per WLAN auf einen Server. Nach Verlassen der Ausstellung >



In einer groß angelegten Studie im Kunstmuseum St. Gallen wurde der Ausstellungsbesuch erstmals wissenschaftlich sauber untersucht. Dabei wurde sattsam Bekanntes nochmals bestätigt – aber auch manches Interessante aufgedeckt. Die beste Nachricht: Kunst ist gut fürs Herz!



# Welcher Kunst-Typ sind Sie eigentlich?



Der Rückenakt von Ferdinand Hodler hatte zwischen seinen Landschaften keine Chance

› wurden sie zu ihren Erfahrungen befragt. Die Kategorien „ästhetische Qualität“, „Überraschung“ und „Humor“, „negative Emotionen“, „Dominanz“ und „kuratorische Qualität“ dienten der Präzisierung des Erlebens.

In den folgenden Jahren wurden diese Aussagen mit den physiologischen Daten sowie mit Bildern von Kameras zusammengebracht, welche die Bewegungsabläufe der einzelnen Besucher im Raum aufgezeichnet hatten. Zufälligkeiten wurden von Wolfgang Tschacher, einem Psychologen und Statistiker an der Universität Bern, ebenso herausgerechnet wie die Erregung, die bereits durch Bewegung und Sprechen ausgelöst wird. So wurde erst dann eine Beschleunigung des Herzschlags verzeichnet, wenn die Besucher im ersten Raum Bildern von Munch, Monet und Liebermann auch wirklich gegenübertraten. Jedem Werk wurde zusammen mit den Kuratoren ein Wirkraum zugewiesen, in dem man annehmen konnte, dass die Aufmerksamkeit der Besucher auf dieses Exponat gerichtet war.

Für die Darstellung der Daten entwickelte der Künstler Steven Greenwood am Computer sogenannte Maps, die Bewegungslinien, Puls und Hautleitfähigkeit mit unterschiedlichen Farbpunkten und Linien darstellen, die Position der Werke vermerken und für jeweils 30 zufällig ausgewählte Besucher ein Verhaltensbild ergeben.

Die Daten, die jetzt nach ihrer Auswertung in der empirischen Wahrnehmungsforschung Furore machen, erlauben es erstmals, ästhetisches Erleben als körperlichen Vorgang zu beschreiben und mit Fakten zu belegen. Da zeigt sich beispielsweise, dass eine Skulptur im Raum die Aufmerksamkeit stark beeinflusst. Eine Bodenarbeit Thomas Virnichts zog die Besucher so sehr an, dass sie die Werke an den Wänden des Raums nur sporadisch und im Vorbeigehen

## Die Skepsis der Kuratoren gegenüber dem Projekt ist verständlich: Die Daten stellen manche ihrer Überlegungen infrage

wahrnahmen. Erst als die Skulptur zunächst in Teile zerlegt und später durch eine Sitzbank ersetzt wurde, wandten sich die Besucher konzentrierter den Bildern zu. Die dreidimensionale Figur organisierte zumindest in diesem Fall das Verhalten weit stärker als die zweidimensionalen Arbeiten.

Und es erweist sich auch, dass manche Skepsis von Museumskuratoren gegenüber dem Projekt verständlich ist: Die Daten stellen manche kuratorische Überlegung infrage. In St. Gallen war beispielsweise die Skulptur „Entre Lys et défense (Lilie oder Elefantenzahn)“ von Hans Arp dem Bild „Gelbe Form“ seiner Frau Sophie Taeuber-Arp zugeordnet. Der Kurator inszenierte so einen Dialog zwischen den Eheleuten. Das sah der Künstler Nedko Solakov, der einige Interventionen in der Ausstellung vornahm: Er schrieb „I love you“ auf zwei Säulen als ein Echo der Situation. Die Museumsbesucher bemerkten die raffinierte Paarung hingegen überhaupt nicht. Sie nahmen die zweidimensionale Arbeit von Sophie Taeuber-Arp nicht wahr. Die Skulptur ihres Mannes stand ihr nämlich schlicht im Licht.

Mit ihrem Vorgehen unterscheiden sich Martin Tröndle und Wolfgang Tschacher von manchen Forschern, die vor ihnen bereits der ästhetischen Erfahrung auf den Grund gehen wollten. Theoretische Grundlagen legten die Leipziger Forscher Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt schon vor gut 100 Jahren, als sie eine exper-

imentelle empirische Ästhetik formulierten und sich gegen eine Tradition wandten, die seit Aristoteles fast 2400 Jahre hinweg die Wahrnehmung von Kunst als reine Sache der Philosophie reklamierte. Doch die Revoluzzer vom Ende des 19. Jahrhunderts hatten keine adäquaten Messverfahren zur Verfügung, um die körperlichen Wirkungen der Kunst auch zu belegen.

An diesem Mangel sollten alle Neuentdeckung empirischer Erkundung unseres ästhetischen Empfindens scheitern. Das Setting war einfach zu weit von der normalen Situation der Kunsterfahrung entfernt: Die Probanden waren ausgewählt, sie kamen in ein Labor, setzten sich vor den Computer und betrachteten dort elektronische Abbildungen von Kunstwerken. Materialität, Genre, Größe, Präsentation, die Bewegung des Besuchers im Ausstellungsraum, das Licht, die 1000 Zufälle, die Augen und Gefühle lenken, blieben unberücksichtigt. Und am Ende wurden die auf solche Weise erhobenen Daten noch auf Durchschnittswerte heruntergerechnet. Kein Wunder, dass solchen Erhebungen keiner traute.

**M**artin Tröndle und Wolfgang Tschacher können dagegen dank neuer Messtechniken mit ihren Erhebungen die Reaktionen der Besucher zuverlässig nach verschiedensten Aspekten ordnen. So zeigte sich, dass Werke einander Konkurrenz machen können, dass bekanntere Arbeiten mehr Aufmerksamkeit finden, dass die Ikone eines Starkünstlers mehr beachtet wird als ein weniger verbreitetes Werk. Dass Bewegung und Licht unsere Aufmerksamkeit lenken: Wenn etwa James Rosenquists Pop-Art-Werk „Bild mit Glühlämpchen“ blinkte, schauten sich die Besucher Peter Phillips' Gemälde „Exterminator“ gleich daneben seltener und kürzer an, obwohl es mehr als doppelt so groß ist.

Tragen die Forscher mit solchen Befunden Eulen nach Athen? Wirklich überraschend ist nicht alles, was sie herausgefunden haben. So etwa, dass wir weniger genau auf Kunstwerke schauen, wenn wir mit Freunden unterwegs sind. Da wollen wir uns schließlich austauschen. Und wer mit der Geliebten ins Museum geht, hat ohnehin anderes im Sinn. Immerhin ist nicht nur die Liebe, sondern auch die Kunst gut fürs Herz: Wenn wir Werke genau betrachten ›



Martin Tröndle, geboren 1971, studierte Musik, Kulturwissenschaften und Kulturmanagement. Seit 2009 ist er Lehrstuhlinhaber an der Zeppelin Universität Friedrichshafen

## „Die Bilder nebeneinander zu hängen hilft nicht sehr“

Projektleiter Martin Tröndle über Besuchertypen, Publikumsliebtinge und die Tücken des Ausstellungsmachens

### Herr Tröndle, wie schauen wir Kunst im Museum an?

Wir konnten drei verschiedene Gruppen von Besuchern identifizieren: den sozialen Typ, den Kenner und den Bewunderer. Die ersten beiden machen je 40, der letzte 20 Prozent der Besucher aus.

### Worin unterscheiden sich die drei?

Der soziale Typ geht gerne in Begleitung ins Museum. Diese Besucher gehen nicht nahe an die Werke heran, sondern orientieren sich aneinander. Die Werke bilden Wegmarken.

### Was kennzeichnet den Bewunderer?

Er ist nicht besonders kunstaffin, sondern geht ins Museum wie jemand, der einmal im Jahr die Oper besucht, um einen großen Star zu sehen. Bewunderer reagieren aber körperlich sehr stark auf die Kunst.

### Trifft das auch auf die Kenner zu?

Nein, sie sind meistens nicht sehr erregt. Sie bewegen sich mit einem selektiven Blick durch die Ausstellung. Viele gehen in die Mitte eines Saales, schauen sich einmal um und nehmen sich dann gezielt ein Bild vor oder gehen in den nächsten Raum. Sie sind wie Scanner, die überprüfen, was sie schon kennen.

### Welche Werke haben die Besucher am meisten fasziniert?

Am meisten Zeit haben die Besucher vor einem Nagelbild Günther Ueckers verbracht. Nicht besonders interessant fanden sie Claude Monets Venedigbild „Palazzo Contarini“. Gleichwohl wurde

diesem Werk in der Nachbefragung die höchste ästhetische Qualität zugesprochen. Schönheit und Interesse müssen offensichtlich nicht Hand in Hand gehen.

### Was wurde überhaupt nicht angeschaut?

Wenig Interesse fand eine Reihe von Date Paintings On Kawaras.

### Wie können Kuratoren reagieren?

Wir haben nur wenige Ergebnisse, die man für die konkrete Ausstellungsgestaltung verallgemeinern kann. Es wäre günstig, wenn man das Ausstellungsdisplay so organisiert, dass es den Werken hilft, ihre Kraft auf die Besucher zu übertragen. Dazu braucht es eine intensive Blickauseinandersetzung mit dem Exponat. Die Dinge einfach nebeneinander zu hängen hilft nicht sehr.

### Sind weniger Werke vorteilhaft?

Das ist eine Möglichkeit. Wichtiger erscheint uns fast noch die Lenkung der Blickdistanz. Viele Besucher merken nicht, dass ein Werk aus zwei Meter Entfernung, ein anderes ganz aus der Nähe betrachtet werden will. Dann muss man mit Reihen aufpassen. Eine Serie von fünf On Kawaras oder Klees sieht hübsch aus. Davon wird jedoch nur das erste Werk angeschaut. Die durchschnittliche Betrachtungsdauer pro Exponat betrug elf Sekunden. Da fällt schnell etwas unter den Tisch.

INTERVIEW: GERHARD MACK

Weitere Informationen unter [www.mapping-museum-experience.com](http://www.mapping-museum-experience.com)

› und uns ergreifen lassen, steigt der Puls. „Ein sehr regelmäßiger Herzrhythmus gilt medizinisch als gefährlich, die Veränderung der Herzrate dagegen als Zeichen von Gesundheit“, sagen Tröndle und Tschacher. Wer nicht joggen will, kann also auch im Museum etwas für seine Fitness tun.

Gleichwohl liegt der Wert der Studie weniger in der Entdeckung von Neuem als in der Stützung von Bekanntem. Natürlich spielt es eine Rolle, welche Erwartungen wir zu einem Museumsbesuch mitbringen. Selbstverständlich reagieren wir auf die Art der Präsentation von Werken. Und leider fällt es uns, dem Zapper-Rhythmus und dem irritierenden Geblinke der neuen Medien sei Dank, immer schwerer, uns in ein Werk zu versenken, unsere Gefühle zu mobilisieren und in einen wirklichen Austausch zu treten. Aufmerksamkeit ist ein hohes Gut. Ausstellungsmacher sollten sie nicht verspielen.

Etwa, indem sie ein Bild zu nah an den Ausstellungstitel hängen, der in großen Lettern auf die Wand gesetzt ist. Das Bild – in St. Gallen war es mal ein Porträt von Lovis Corinth, mal ein halb abstraktes Gesicht von Ferdinand Gehr, das spielte keine Rolle – wird nicht gesehen. Warum sollten wir es auch eines Blickes würdigen? Es ist doch auch lediglich als Illustration des Titels eingesetzt. Auch wenn ein Kurator schon immer gehaut hat, dass man das eigentlich nicht tut: Jetzt kann er es auch auf den Mappings von Martin Tröndle sehen, dass niemand vor diesen Werken stehen geblieben ist, kein Herz schneller geschlagen hat.

Solche Belege könnten zu Waffen werden. Politiker sehen Museen gerne als Instrumente des Stadtmarketings, das die Besuchermassen anzieht, Restaurants und Shops füllt und Renommee und Steuern generiert. Ihnen kann man nun schwarz auf weiß, mit neuester Methodik und wasserdichter Statistik zeigen: Wenn ihr Besuchermassen fordert, macht ihr kaputt, weshalb wir Kunst und Museen brauchen. Damit Menschen über sich und ihre Welt nachzudenken beginnen, damit sie Orte haben, an denen sie sich aus dem Trott ausklinken und zu denken und zu fühlen beginnen können. Das ist durchaus ein Plädoyer für einen älteren, schon mit dem Pariser Centre Pompidou aus der Mode gekommenen Museumsbegriff: Meditation statt Masse. **a**